

Rezension von Cloudy (leicht gekürzt)

Polyfantastisch, na das fängt ja schon großartig an. Ich kann mich mit diesem Wort nicht anfreunden, ich finde es überdreht und irreleitend, aber ehrlich gesagt benutze ich auch das Wort fantastisch kaum. Das Wort poly benutze ich dagegen häufig, und ich habe so ziemlich alles an deutschsprachiger Literatur zu Polyamorie gelesen und schreibe auch vor Zeitschriftenartikeln und Blogbeiträgen nicht zurück. Das meiste davon finde ich nicht so gelungen, damit will ich gar nicht hinterm Berg halten. Vielleicht sind meine Ansprüche zu hoch oder die Trendigkeit des Themas verschlechtert die Qualität im Allgemeinen, weil es veröffentlicht wird, weil es im Trend liegt, und nicht weil es gut ist; trotzdem finde ich es meist auf irgendeine Art hilfreich, solche Dinge zu lesen. Neugierig bin ich allemal. Daher finde ich es erwähnenswert, dass mich dieser Band überdurchschnittlich enttäuscht hat. Ich hab mich durch "Polyfantastisch" wirklich durchgequält. Ich lese nicht besonders gern Texte, die elend schwer zu lesen sind, wie Adorno oder Kant, denn man kann sich zu jedem Thema auch verständlicher ausdrücken... aber schwierig zu schreiben um schwierig geschrieben zu haben bleibt wohl ein Intellektuellensport, der nicht ausstirbt.

Einige der Beiträge scheinen sich ganz explizit an Menschen zu richten, die noch nie etwas von Polyamorie oder ähnlichem gehört haben, sich noch nie einen Gedanken darüber gemacht haben, und vor allem keinerlei Erfahrungen mit unkonventionellen Beziehungen haben; die Berichte werden als große Offenbarungen aus einer wunderbaren fremden Welt präsentiert, von der die Lesenden noch nie das geringste ahnen konnten. Das kam für mich teilweise etwas arg arrogant rüber. Gleichzeitig kann man viele der Texte kaum verstehen ohne solide theoretische Vorkenntnisse in diversen queeren Themen zu haben (insbesondere Klesse fand ich das schrecklich); allein das Vokabular richtet sich ganz vehement an Akademiker auf dem neuesten Stand und die Texte sind für mittelmäßig gebildete Lesende einfach nicht bewältigbar. Auch das kam für mich etwas arg arrogant rüber. (Ich habe übrigens ein Germanistik-Soziologie-Studium absolviert, um diesem Urteil etwas Kontext zu geben).

Es ist schwierig etwas über den Band als Gesamtwerk zu schreiben, da die Beiträge in meiner Wahrnehmung keine gemeinsamen Eigenschaften haben. Die Stile der verschiedenen Beiträge sind drastisch unterschiedlich, einige sind auch einfach und schön geschrieben und manche sind auch wirklich interessant; Über jeden einzelnen Beitrag etwas zu schreiben wäre allerdings unübersichtlich und umständlich. Ich ziehe mich daher auf punktuelle Anmerkungen zurück, was sicherlich keine befriedigende Beschreibung des Bandes zur Folge hat. Das tut mir leid, aber zu mehr war ich nicht in der Lage.

Bereits das Vorwort war wirklich schwer zu lesen. Wenn in jedem Satz zwei unerklärte Fremdworte vorkommen und es einem nur mithilfe ständigem Nachschlagens gelingt den Sinn des jeweiligen Satzes zu erfassen - um dann festzustellen dass eigentlich der ganze Beitrag erstaunlich wenig Sinn und Inhalt hatte, für den man sich derartige Mühe machen musste, dann bremst das den Lesefluss und die Motivation, das einmal weggelegte Buch wieder in die Hand zu nehmen leider sehr. Meine Empfehlung wäre daher, diesen ersten Abschnitt zu überspringen, und ihn allenfalls am Ende zu lesen. Da ist er dann verständlicher (die einzelnen Beiträge erklären ihre Spezialworte meist) und ergibt auch etwas mehr Sinn, da man die Beiträge dann kennt. Als Apertizer oder vorstrukturierende Hilfestellung, um zu entscheiden welche Beiträge mich ganz besonders interessieren hat er für mich jedenfalls nicht funktioniert.

Beim Beitrag von Ossman habe ich mich eingiermassen verarscht gefühlt, da er die Fragestellung die er bearbeitet mit "ging aus den Aussagen des Interviewten nicht hervor" beantwortet. Ich stelle mir vor, dass wenn ich feststelle, dass ich meine erst nach den Interviews konstruierte Fragestellung mit meinen Interviews nicht bearbeiten kann, ich vor der Veröffentlichung die Leute nochmal mit Nachfragen kontaktiere. Aber anscheinend geht es ja auch so.

Auch der Beitrag "Beziehung(s)formen im queeren Alltag" ist kein Lese-genuss. Texte die Du1, Du2, Du3 usw. als Personen beinhalten, würde ich persönlich eher in einem Lyrik Band oder einer Schriftenreihe zum

experimentellen Schreiben suchen, und die unzusammenhängenden Inhaltsfetzen frei von Raum und Zeit haben vermutlich den Sinn, dass man die Schreibenden als ganz besonders ungewöhnlich wahrnimmt, und deren Welt als eine ganz besonders andersartige; mich persönlich beeindruckten solche Stilmittel, nunja, ich sag mal: nicht positiv.

Und es stellte sich mir Band sich eigentlich mir keine Vorstellung beschaffen sein müsste, genießen zu können. keinen solchen Beiträge sind einfach zusammengewürfelt. Die Nachwort haben mich davon überzeugt, dass irgendeiner Weise sich mit einem befassen würden. Im "Die verschiedenen eine Vielzahl von Identitäten und Le-Vielzahl von die auch innerhalb eines schiedlich sein können." befassen sich mit dem, Beitragenden gerade und das hat einfach kein



Auf Rezensentin Cloudy macht der Sammelband „Polyfantastisch?“ einen eher trostlosen Eindruck. So wie vielleicht auch dieser polyfoto-Laden aus Görlitz nicht gerade vor Leben strotzt... Und doch freuen wir uns über dieses historische Zeugnis der frühen Poly-Bewegung in der DDR! Vielen Dank für das Foto an unsere Leserin Julia.

die Frage, an wen dieser richtet, denn ich konnte machen, wie ein Mensch um alle Beiträge Vermutlich gibt es Menschen und die nur lieblos zu-Erklärungen in Vor-und jedenfalls auch nicht die Beiträge in zusammenpassen oder übergeordneten Thema Schlusswort heißt es: Beiträge diskutieren Selbstdefinitionen, bensweisen sowie eine Beziehungsdefinitionen, Netzwerks höchst unter-Hm. Oder die Beiträgen was die jeweils Lust hatten beizutragen, gemeinsames Thema.

Ich fand die Beiträge von Kruppa, Meyerbeer, Pöll und Robert besonders lohnenswert, da ich dort etwas gelernt habe, was ich persönlich für mein konkretes Poly-Leben nützlich fand. Außerdem waren sie auch gut zu lesen. Andere Beiträge fand ich teilweise gut, teilweise fragwürdig, aber aus verschiedenen Gründen. Vieles war natürlich sehr kurz und daher nicht zweifelsfrei klar, wie es genau gemeint ist. Ich hatte den Eindruck, dass es zumindest teilweise Absicht war, die wesentlichen Fragen ungeklärt zu lassen, um mehr Verwirrung zu stiften.

Teilweise waren die Beitragenden vielleicht in einem Bereich sehr versiert, in anderen dafür weniger, was eine Vermengung von Begriffen, Zuschreibungen und Bedeutungsbeimessungen hatte, die mich manchmal wirklich irritiert haben. Von daher kann ich sagen dass der Band wahrscheinlich zum Nachdenken anregt, aber auch zum Aufregen, und das ist keine Literatursorte, die ich besonders toll finde.

Ein besonderes (negatives) Highlight war für mich im Beitrag von Schadler zur kommunikativen Gewalt in Polykülen, wo sie die Situation von Eve Rickert anspricht, dann aber ohne Analyse, ohne Schlußfolgerungen, und ohne Postition zu beziehen abbricht. Wurde der interessante Teil weggekürzt um später veröffentlicht zu werden, wenn es eine juristische Absicherung gegen Verklagtwerden durch die Beteiligten gibt, oder wurde der Clickbait-Teil nur eingefügt um den Text interessanter wirken zu lassen, da ein Bezug zu einem aktuellen Thema suggeriert wird? Wozu ohne Klickmöglichkeit? Ich bin genervt und ratlos.

Der letzte Beitrag von Lipschik, der am wenigsten in das Polythema zu passen scheint und dafür noch sein eigenes Überthema bekommen hat war übrigens (für mich überraschend) tatsächlich ziemlich interessant und durchaus lohnenswert zu lesen.

Abschließend kann ich sagen, dass ich jetzt den Begriff Amatonormativität kenne, was sicher nicht verkehrt ist, aber ich denke nicht, dass ich ihn benutzen werde, da ihn niemand verstehen würde, und man ihn leicht umschreiben kann.

Polyfantastisch? Nichtmonogamie als emanzipatorische Praxis, herausgegeben von Michel Raab und Cornelia Schadler, Unrast Verlag, Münster 2020, 224 Seiten

Eine Rezension von Alberta

Ein ausgesprochen interessantes Buch für alle, die sich wohlwollend kritisch mit den theoretischen Konzepten von nichtmonogamen Lebensformen auseinandersetzen wollen. Die teils überbordenden Glücks- und Befreiungsversprechen für alle werden im Rahmen von wissenschaftlichen Studien unter die Lupe genommen und auf ihre Haltbarkeit hin überprüft. Als Maßstab gilt die Frage: Wie groß ist das Befreiungspotenzial von Polyamory? *Das heißt ihr Potenzial, Befreiung auf einer gesellschaftlichen Ebene für alle sozialen Gruppen voranzutreiben.*

Dennoch kommt die Praxis nicht zu kurz. Die wissenschaftlichen Arbeiten werten größtenteils Interviews aus, daneben gibt es auch Selbstzeugnisse, die vom Alltag und den Schwierigkeiten an den Schnittstellen zur „normalen“ Welt berichten. Obwohl es alles andere als ein „Ratgeber“ ist, liefert das Buch Erkenntnisse, die sich im nichtmonogamen Getümmel als überaus nützlich erweisen können.

Es existieren drei unterschiedliche Thesen inwieweit sich private Lebensführung auf die Gesellschaftsstrukturen auswirken. Sie dienen den Autor*innen als Leitfaden zur im Titel gestellten Frage, welches emanzipatorische Potenzial in alternativen Lebensformen liegt. Ich gebe sie im folgenden verkürzt wieder.

1. *Veränderte private Lebensverhältnisse könnten gesellschaftliche Veränderungen mit sich bringen.*
2. *Alle Lebensformen integrieren sich in kapitalistisch-patriarchale Verhältnisse.*
3. *Eine Veränderung der privaten Lebensweisen hat einen Wert für sich, aber keinen direkten Einfluss auf kapitalistische Gesellschaftsstrukturen.*

Dabei ist den Herausgeber*innen das Fragen und das Befragen der unterschiedlichen Lebensformen wichtiger als die Antwort. Und sie fordern ihre Leser*innen ebenfalls auf, ihre eigene Praxis auf ihren emanzipatorischen Gehalt zu überprüfen – ohne die Lebensform an sich infrage zu stellen. Die Frage lautet: Genügt es, eine nichtmonogame Lebensform zu praktizieren, um gesellschaftliche Unterdrückungsverhältnisse aufzulösen? Oder können auch in alternativen Lebensformen strukturelle Ungleichheiten problemlos fortgeschrieben werden? Wenn ja, was fehlt, um daraus eine emanzipatorische Praxis zu entwickeln? Um das herauszufinden, werden die verschiedenen Praktiken von allen Seiten beleuchtet.

Das Gute an dem Buch ist: Es gibt wenig Antworten, keine Anleitung, kein eindeutiges „So ist es richtig“, sondern es beschreibt, was für Effekte bestimmte neue Normen haben können, ohne sie zu verdammen, und es richtet unsere Aufmerksamkeit darauf, dass nicht für alle das Gleiche gut oder befreiend ist. Dass es unterschiedliche Fähigkeiten gibt, die auch unterschiedlich ausgebeutet werden können oder dafür genutzt werden, sich gegenseitig zu unterstützen.

Die Artikel sprechen miteinander. Theoretische Überlegungen werden durch praxisbezogene Texte anschaulich gemacht. Zu Beginn wird zum Beispiel die Frage, ob wir immer mehr und differenziertere Wörter für die unterschiedlichen Beziehungsformen erfinden und etablieren wollen, in dem Beitrag von Gesa Mayer, *Meine Freundin und ihr Freund. Oder: Gibt es Sprache jenseits der Mononormativität?* erörtert.

Gesa Mayer zeigt die Notwendigkeit neuer und differenzierterer Wörter für alternative Beziehungsformen anhand des Satzes *Meine Freundin und ihr Freund* auf. Denn, und das wissen Menschen in Mehrfachbeziehungen sehr gut, es ist schier unmöglich, in einer einfachen und für alle verständlichen Formulierung uneingeweihten Personen klarzumachen, dass MEINE Freundin eben

auch einen Freund hat, den sie MEIN nennen kann. Denn das „besitzanzeigende Personalpronomen“ ist für die monogame Liebesbeziehung reserviert.

Aber auch neue und noch viele andere Wörter haben ihre Tücken: *Mit lexikalischen Sammlungen wie dem „Glossary of poly terms“ steht tatsächlich eine beachtliche Palette von Begrifflichkeiten bereit, um mein Affekt- und Beziehungsleben auszubuchstabieren. Gut, meiner Mutter und auch vielen meiner Freund*innen kann ich mich mit meinem fancy Fachjargon wahrscheinlich noch immer nicht verständlich machen. Und manchmal frage ich mich selbst, ob es wirklich für jede Konstellation, jede Praktik, jede Gefühlsregung eines verbrieften Konzepts eines Wörterbucheintrags bedarf. Vielleicht ja. Denn wenn es stimmt, dass Sprache soziale Wirklichkeit herstellt, dann kann es doch sicher nicht schaden, mittels Wortkreationen und deren Verlautbarung performativ einen Raum für neue Erfahrungen zu öffnen ...*

Aber halt, stopp: Wird denn nicht stets auch etwas abgeschnitten, etwas ausgeschlossen, etwas stillgelegt, etwas in die Ordnung des Diskurses (Foucault 1991) eingepasst oder wie wir mit Gilles Deleuze und Felix Guattari sagen könnten – ein Begehrensstrom codiert, sobald ich ein Etikett draufklebe und einen Beipackzettel dazulege?

Das ist die Theorie. Um wie viel komplizierter die Realität sein kann, erzählen uns die Erfahrungsberichte von Betaversion, *Unverbindlich in die Kiste steigen* oder Katja Krüger, *Weiblich, vergeben, jung, sucht ... Vom Online-Dating auf Tinder als polyamoröse Frau*. Sie können ein Lied von den Missverständnissen singen, die Wörter auslösen. Und davon, wie schwierig es ist, gegen fixe Vorstellungen anzusprechen. Selbst Polyküle sind kein Garant für einen gemeinsamen Sprachgebrauch.

Ein Beispiel dafür ist in dem Beitrag *Beziehung(s)formen im queeren Alltag* von Boka En und Michael En mit David En-Griffiths, Felix Pilz, Mer Pöll und Max Rosenthaler zu finden. Da überkreuzen sich die unterschiedlichen Techniken der Kommunikation, sich die von allen benutzten Wörter anzueignen und mit neuer Bedeutung zu füllen oder die ausgelutschten Wörter ganz zu meiden. Die eine möchte dem Superlativ eine neue Bedeutung geben, indem er keine Einzigartigkeit mehr darstellt, aber der andere fühlt sich verletzt, wenn sie vom „Besten“ spricht und er aktuell nicht damit gemeint ist. Vergeblich versucht sie ihm zu erklären, dass es für sie mehrere Beste geben kann.

Richtig spannend, aber auch einigermaßen kompliziert wird es, wenn die Machtfrage auf dem Tisch liegt. Michel Raab untersucht in *Spülen zu dritt*, ob in nichtmonogamen Beziehungen die Haus- und Care-Arbeit geschlechtergerecht verteilt wird, *oder räumen die beteiligten Frauen einfach mehreren Männern hinterher?* Da ist die Antwort noch relativ einfach, wenn auch ernüchternd.

Karl Meyerbeer hinterfragt in seinem Beitrag *Grauzonen des Konsensuellen*. „Sag doch einfach, was du willst“ die Techniken der Konsensfindung. Als Erstes stellt er klar, dass Konsens nicht nur für poly wichtig ist, sondern auch auf Plena, unter Freund*innen und bei monogamen Paaren. Es kristallisiert sich heraus, welche dabei ihre Belange besser durchsetzen können und was das für Gründe haben könnte:

Während achtsame Frauen die Interessen der anderen selbstverständlich schon mitdenken, bevor sie ihre eigenen aussprechen, sprechen vernünftige Männer über ihre eigenen – die dadurch ein Gutteil mehr Aufmerksamkeit erfahren. Eine abstrakt vernünftig gedachte Form der Konsensfindung – alle sagen, was sie wollen, dann wird diskutiert – führt also dazu, dass Menschen, die wissen, was sie wollen und das gut begründen können, gute Chancen haben, ihre Interessen durchzusetzen. Und das sind halt eben in der Tendenz Männer, Gutgebildete, Ältere. Hey, das sind ja zufälligerweise auch gerade diejenigen, die in der Regel die Regeln machen ...

Bei Karl Meyerbeer, der das Ganze sehr anschaulich in eine Geschichte packt, geht die Sache gut

aus – er lässt seine Figuren aufeinander zugehen und voneinander lernen. Das ist sehr angenehm, wie überhaupt im ganzen Buch niemand verurteilt oder des Machtmissbrauchs bezichtigt wird. Es geht um die Feinheiten, darum, ein Gespür für unsere Unterschiede zu entwickeln und das Zusammenleben gerechter und soweit wie möglich für alle angenehm zu gestalten. Dafür werden die hehren Polyregeln schon mal infrage gestellt, ohne sie gleich über den Haufen werfen zu wollen oder sie als generell untauglich zu diffamieren. Und wieder gibt es eine Verbindung zu einem mehr praxisbezogenen Erfahrungsbericht, in dem eine davon erzählt, wie schwer es ihr fällt, Nein zu sagen, aber auch berichtet, dass sie freundliche Ermunterung, eben das zu tun, von ihren Liebhabern erfährt.

In Cornelia Schadlers Beitrag *Kommunikative Gewalt in Polykülen* geht es ans Eingemachte. Sie macht darauf aufmerksam, dass Poly auch benutzt werden kann, um andere abzuwerten. An konkreten Beispielen zeigt sie, wann eine ermächtigende Selbstbeschreibung in eine diskriminierende Fremdbeschreibung umkippt und was das mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen und Vorurteilen zu tun hat. Aber auch innerhalb der Polyküle gibt es Stolpersteine:

*Ziel ist es, Verständnis und Konsens zu erreichen oder zumindest gute Kompromisse zu erarbeiten. Im Verständnis vieler Interviewpartner*innen sind diese Kommunikationsräume sicher und frei von den Normen und Machtstrukturen der Mehrheitsgesellschaft. Was kann da schon schiefgehen? Eigentlich recht viel. Wer ist fähig zur erwähnten reflexiven Kommunikation? Wer kann sich richtig ausdrücken? Was ist mit Menschen, die nicht gerne sprechen wollen oder können? Was ist mit jenen, die in kommunikativen Aushandlungen immer unterlegen sind? Und wie hängt das mit jenen Machtverhältnissen der Mehrheitsgesellschaft zusammen, die viele Polyküle zu überwinden glauben?*

Als prominentes Beispiel zieht sie den Ratgeber „The Game Changer“ von Franklin Veaux heran, ohne ihn explizit zu nennen. Franklin Veaux wurde von seiner Co-Autorin Eve Rickert und anderen Frauen öffentlich beschuldigt, Gaslighting betrieben zu haben. Und tatsächlich findet sie in dem Ratgeber eine ordentliche Portion Ignoranz gegenüber strukturellen Ungleichheiten. Läuft was schief, liegt es immer an der ungenügenden Kommunikationsfähigkeit der anderen – die sie eben erlernen müssen, um ECHTE Polybeziehungen führen zu können. Die besser kommunizieren können, haben nichts damit zu schaffen – und strukturelle Ungleichheiten, obwohl explizit im Text genannt, müssen von den Ungleichen privat ausgeglichen werden. Und wenn sie es nicht können, haben sie halt Pech gehabt.

Diese Ignoranz hält Schadler für gefährlich: *Wir könnten auch hier so weit gehen, dass diese Verschleierung von Ungleichheitssituationen bestimmten Formen von Gewalt die Türe öffnen. Das oben angesprochene Gaslighting ist eine davon.* Um dem zu entkommen, schlägt sie vor, alle auftretenden Schwierigkeiten in Polykülen als gemeinsame Aufgabe zu begreifen, bei der es nur eine gemeinsame Lösung geben kann. Und strukturelle Ungleichheiten mitzudenken.

Auch Andrea* Exner ist nicht zimperlich in *Liebespolitik. Befreiung in neoliberalen Zeiten?* Sie stellt radikal infrage, ob die Ausgestaltung unseres Liebeslebens überhaupt politisch relevant ist. Sie macht sich so systematisch wie gründlich daran, uns den „Poly ist besser – Poly ist für die coolen Leute – Poly rettet die Welt“-Zahn zu ziehen. Aber es muss gar nicht weh tun! Sie argumentiert, dass schon die 68er versucht haben, mit sexueller Befreiung die Welt zu retten. Dabei streitet sie keineswegs ab, dass der von ihnen angestoßene Wertewandel zu Befreiung von gesellschaftlicher Repression geführt hat, sie gibt jedoch zu bedenken:

Einige der ursprünglich gegenkulturellen Werte der Bewegung der 70er Jahre wurden inzwischen in kapitalistische gesellschaftliche Normen integriert, und weiter: Wenn Menschen die Normen des

neoliberalen Kapitalismus im Liebesleben reproduzieren, trägt das nicht dazu bei, materielle Alternativen zu entwickeln ... Politisch relevanter als die Frage, „Lebst du mono oder poly?“ ist daher, die genaue Art zu betrachten, in der Liebe, Sex, Familie, Freundschaft und Beziehung praktiziert werden,... das Ausmaß und die Dauerhaftigkeit materieller und emotionaler Solidarität mit denen sie verbunden sind, sowie die Arbeitsteilung im Haushalt, mit denen sie einhergehen . Das heißt, es muss immer das ganze revolutionäre Paket erfüllt werden.

Wie desaströs die sexuelle Befreiung enden kann, führt uns das Interview von Michel Raab und Cornelia Schadler mit Paul-Julien Robert über seinen Film „Meine kleine Familie“ vor Augen. Otto Mühl, ein Meister des Gaslighting, scharte 1970 eine Gruppe von Menschen um sich, der er sexuelle Befreiung versprach, die er mit den übelsten Methoden durchzusetzen pflegte. Er missbrauchte die Mädchen in der Kommune, wofür er schließlich in Österreich im Gefängnis landete. Paul-Julien Robert ist nun eines dieser Kinder, der die Geschichte der Kommune in einem Film erzählt.

Die Hoffnung noch nicht aufzugeben, dass Sex zumindest eine Komponente der Befreiung sein kann, hat P. B. Preciado, dessen zugegeben etwas abgespacte Theorie uns von Christian Klesse in *Proletarier*innen des Anus und die Revolution der Körper* ans Herz gelegt wird. Das ist ein Artikel für alle, die Spaß an Theorien mit psychoanalytischem Einschlag haben und vor komplizierter Gedankenakrobatik nicht zurückscheuen. Hier eine Kostprobe: *Die Anerkennung des Anus als erotisches Organ rekonfiguriert den Körper ... Aufgrund des ihm innewohnenden Potenzials, sexuelle Differenz infrage zu stellen, eröffnet der Anus eine Vision demokratischer (nicht geschlechtskodierter) sexueller Praktiken.*

Das Ziel ist, die Dominanz des Phallus und damit des Patriarchats aufzulösen. Das Mittel der Wahl ist, den Phallus mit dem Dildo, den schließlich jede haben kann, vom Thron zu stoßen. Wobei Preciado durchaus bewusst ist, dass alle anderen Unterdrückungsmechanismen ebenso aufgelöst werden müssen. Es steht jedoch zu befürchten, dass das nur klappt, wenn während des Sex sehr scharf nachgedacht wird.

Zwei Artikel beschäftigen sich insbesondere mit der Situation von Menschen, die nicht an romantischer Liebe als Kitt für ihre Beziehungen interessiert sind und Freund*innenschaften in den Mittelpunkt ihres Beziehungsgeflechts stellen. Doreen Kruppa (die Krake-Leser*in kennt sie aus der Nr. 13) wertet in *Freundschaftszentrierte Lebensweisen. Wie Alltagspionier*innen neue Wege der Vergesellschaftung beschreiten* im Rahmen ihrer Doktor*innenarbeit Interviews aus und geht der Frage nach, wie mit der allgemeinen Geringerschätzung von Freund*innenschaft im Gegensatz zu Liebesbeziehungen umgegangen wird.

Außerdem macht sie auf das gesellschaftsverändernde Potenzial aufmerksam, das Freund*innenschaften entwickeln können, wenn sie für *Rahmenbedingungen kämpfen, die allen Menschen gleichermaßen die Sicherung der eigenen Existenz und ausreichend Zeit für die Pflege sozialer Beziehungen ermöglichen würde*, was ansonsten nur relativ privilegierten Menschen möglich sei.

Mer Pöll stellt uns in *Amatonormativität: Gedanken, Gefühle und Erfahrungen* den Begriff Amatonormativität (von Elisabeth Brake) vor. Sie stellt theoretische Überlegungen zu Amatonormativität (die Norm die Liebe über alle anderen Bindungsformen zu stellen) an, die sie mit eigenen Erfahrungen veranschaulicht. Wodurch gut zu verstehen ist, wie andere Lebensformen an den Rand gedrängt werden und als minderwertiger betrachtet werden.

Abgerundet wird das ganze mit dem Artikel von Frank Lipschik „*Die klassische Familie muss wieder zum gesellschaftlichen Leitbild erhoben werden*“. *Familien und Beziehungsvorstellungen im deutschen Rechtspopulismus und ihre Verknüpfungen mit dem Kampffeld „Gender“*. Eine gruselige

Beschreibung des Gedankenguts der rechten Szene zu diesen Themen. Was uns daran erinnert, dass sich der Kapitalismus zwar mühelos alternative Lebensformen einverleiben und sie ausbeuten kann, aber genauso gut in restriktiver Umgebung gedeiht. Anpassungsfähig wie er ist, fühlt er sich auch in extrem rechten Gesellschaften, bei den Evangelikalen und anderem Gesindel wohl. Er profitiert grundsätzlich von der Spaltung der Gesellschaft, die Ungleichheit legitimiert und von den wirklichen Ausbeutungsverhältnissen ablenkt.

Es bleibt ein süßer Traum, dass alternative Lebensformen oder Queerness automatisch vor den grässlichen Drei, Rassismus, Sexismus, Klassismus, und allen restlichen Ismen bewahren. Dazu bedarf es extra Anstrengungen. Deshalb lautet das Fazit der Autor*innen: *Polyamorie und Beziehungsanarchismus werden den Kapitalismus nicht zerstören, aber die Sichtbarkeit jener Lebensformen wird das Leben für jene, die sich darin wiederfinden, besser machen.*

Das „Glossary of poly terms“ findet sich unter <https://www.morethantwo.com/polyglossary.html>